

Nr. 192. Bromberg, den 8. Oktober 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

25. Fortsetzung.

Tredrups Augen leuchteten auf. Ah, peilen! Daß der ihm das sagen mußte. Selbstverständlich, peilen!

Tredrup sprach, bis der Sinn seiner Worte dort verstanden wurde. Bis sie weiterrief. Mit fiebriger Hand bewegte er den Peilrahmen. Was sprach sie jetzt noch? Atoll ... Abgelegen ... Südsee ... Von hohen Korallenklippen umgeben ... Etwa fünfzehn Meter hoch ... Zwölf Palmenwipfel über den Rand ragend ... Niedriges, langgestrecktes Riff an der Ostseite ... Keine Insel in der Nähe mit dem Auge zu erkennen ... Durchmesser der Insel etwa tausend Meter ... Schwache Besatzung ... U-Boot der Seeräuber auf Fahrt ... Unterwassereinfahrt durch das Riff in die Lagune ...

Tredrup hatte die Peilung längst scharf eingestellt. Seine Hand schrieb in rasender Hast die Worte mit.

Da, nochmals die Frage: „Wer dort? Wo ist Walter Uhlenkort?"

Schon wollte Tredrup Antwort geben. Da im Hörer ein Aufschrei der Stimme. Die gebrochenen Laute einer männlichen Stimme dazwischen. Er saß ... lauschte. Kein Laut mehr. Was war das?

Sein Geist flog zu der Stätte, von der Christies Notruf erklungen. Was bedeutete die Männerstimme?

Sein Blick suchte den anderen, sucht Johannes Harte. Er sah ihn nicht. Die Tür war offen. Der war hinausgegangen.

Zurück zum Radioapparat. Uhlenkortwelle ... Hamburg.

Da war sie, die Stimme des Freundes, begrüßte ihn.

„Christie Harlessen!" schrie Tredrup. Und dann, seine Worte stammelnd, jubelnd, sprudelten heraus, was sein übervolles Herz hergab. Uhlenkort antwortete wieder, bestürmte ihn mit Fragen, wollte mit den Worten schließen: „Fahre noch heute mit Flugzeug zu euch", da schrie Tredrup als letztes ins Mikrophon: „Die Sohle des Kanals neunhundertzwanzig Meter tief ..."

Kein Laut von da drüben.

„Hörst du, Walter Uhlenkort? Die Sohle des Kanals neunhundertzwanzig Meter tief. Hörst du?"

„Ich höre, Tredrup ... Hörte es beim ersten Male. Konnte es nicht gleich fassen. Die Messungen lauten auf elfhundert."

„Elfhundert", schrie Tredrup zur Antwort, „waren's. Neunhundertzwanzig sind's jetzt!"

Und vergessend der Worte: Sei gewarnt! rief er: „Die Kanalsohle ist gestiegen! Um zweihundert Meter gestiegen. Ich hab's gemessen. Er hieß mich's dir melden, Walter Uhlenkort."

Die Worte, Schreien ... Lachen war's.

*

Das U-Boot Tredrups hatte den Kanal hinter sich, fuhr mit äußerster Kraft Kurs Süd zu Südwest. Uhlenkort stand neben Tredrup im Kartenhaus. Der wies ihm die Peillinie, die er in Saltadera aufgenommen und in die Karte eingetragen.

„Hier!" Er deutete auf eine kleine Insel, die von der Peillinie geschnitten wurde. „Vielleicht, daß dies die Insel. Bin dessen aber nicht sicher, denn so kleine Atolle sind wohl kaum auf dieser Karte verzeichnet. Jedenfalls wird es morgen abend werden, ehe wir in die Gegend kommen, die uns interessiert. Wir haben die schönste Zeit, uns unter das Sonnensegel zu setzen und ein Garn zu spinnen."

„Hamburg, das alte Nest. Wie sieht's da jetzt aus?"

„Nicht anders, als wie du es zuletzt sahst", gab Uhlenkort zur Antwort. „Öde Fabriken, tote Häuserzeilen. Die Menschen stumm, freudlos in der Sorge um Zukunft und Leben. Nicht anders, als ginge der schwarze Tod in der Stadt um.

Der Norden Skandinaviens sollte geräumt sein. Aber nein, gerade hier, wo der Tod am nächsten, ergab sich das Sonderbare, daß viele dieser Nordländer sich weigerten, Haus und Hof zu verlassen. Der ewige Kampf mit Schnee und Eis und Tod hat sie abgestumpft gegen die drohende viel größere Gefahr. Je weiter nach Süden, desto größer die Angst. Bis nach Mitteldeutschland wirkt die Furcht vor dem kommenden Unheil.

Eine neue Völkerwanderung von Norden her, wie sie die Geschichte schon einmal gekannt, sich herabwälzend zum Süden, mit Gewalt an dessen Tore pochend.

Wie nicht anders möglich, versagte die Organisation an vielen Stellen. Die Fliehenden, gejagt von Not und Elend, schafften sich eigenmächtig, was sie brauchten. Das südliche Europa, ohnmächtig, allen zu helfen, alle aufzunehmen, wehrt sich. Man wandte sich an das Parlament. Das trat vor ein paar Tagen zusammen, ein Rumpfparlament. Nur wenige Deputierten waren gekommen. Man machte Vorschläge, beriet ... ging wieder auseinander. Hoffnungslos alles ... eine Farce, die ganze Tagung.

Immer wieder wurde auch meine Stimme zu Rate gezogen. Und ich ... konnte ... durfte den Mund nicht öffnen, um den Trost zu geben, der alle Leiden mit einem Schlage beendet hätte. Das Schicksal! Stunden gab's, wo ich an seinem gerechten Walten verzweifelte ...

Ich fuhr mit meinem Oheim, dem Staatspräsidenten, nach Hamburg zurück. Da traf mich deine Nachricht. Ich bestieg das Flugschiff, kam nach Saltadera ... sah ihn ... sprach mit ihm, und nun sind wir auf der Fahrt zu ihr."

*

„Der Chefingenieur Grimmaud!" meldete der Flügeladjutant des Kaisers.

Grimmaud? Er kommt von selbst, nachdem er wochenlang Timbuktu und den Hof gemieden?

Grimmaud trat ein. Verwundert sah ihn der Kaiser an. War das der Gebrochene, Kranke? Die Katastrophe am Tschadsee, die den Schacht ... sein Lebenswerk zerstörte, hatte den noch jungen kräftigen Mann furchtbar getroffen. In der Unglücksnacht war sein volles schwarzes Haar gebleicht, sein Geist fast zerrüttet, sein Körper hinfällig, siech geworden.

Jetzt stand er vor dem Kaiser. Die gebeugte Gestalt aufgerichtet, das Auge wie von Zuversicht belebt.

„Grimmaud! Was bringen Sie? Was Gutes muß es sein, ich sehe es Ihnen an."

„Gut, Majestät? Ja ... nein. Vorläufig nichts Gutes ..., Schlechtes. Aber ich hoffe, daß aus dem Schlechten Gutes entstehen wird für den Schacht."

Der Kaiser trat einen Schritt näher an ihn heran.

„Grimmaud, was sagen Sie? Was können Sie Gutes

hoffen, wo die Gelehrten der Welt einstimmig den ewigen Brand des Schachtes prophezeiten?"

„Ich weiß nicht, ob Eure Majestät von den kleinen Explosionen in den letzten Tagen, die in der Schachttiefe stattfanden, Bericht erhielten?"

Der Kaiser schüttelte den Kopf.

„Es ist so, Majestät. Kleinere Explosionen fanden in den letzten Tagen statt. Wohl niemand außer mir achtete ihrer. Für mich bedeuten sie das Licht in dem undurchdringlichen Dunkel."

„Und diese Explosionen, wie entstehen sie? Was bedeuten sie?"

War's der Widerglanz von Grimmauds Zuversicht, der auf seinem Gesicht sich spiegelte?

„Kommen Sie! Hier das Profil des Schachtes."

Er zog aus einem Schrank die Schachtkarte.

„Euer Majestät sehen hier unseren Karbidabbau. Wir hatten, als die Katastrophe kam, bereits drei Sohlen angelegt, die Strecken nach allen Richtungen fast zweitausend Meter vorgetrieben, Querschläge gesetzt. In diese Hohlräume ist das Wasser eingebrochen. Es entwickelte mit dem Karbid zusammen unendliche Mengen Azetylengas, die seit jenem Tage zum Schachtmund hinausbrennen. Zurück bleibt dort unten eine gewaltige Kalkmasse, deren Volumen größer ist als das des Karbids, aus dem sie entstand. Die Kalkmassen sammelten sich, versperrten dem abströmenden Gas den Weg. Das wurde von ihnen gepreßt, bis seine explosive Natur sich mit Gewalt freie Bahn schuf. Jene Explosion, von denen ich Eurer Majestät bereits sprach, waren für mich das sichere Zeichen, daß die Entwickelung dort unten bis zu diesem Punkte gediehen ist."

„Und was weiter?"

„Diese Explosionen sind, wie ich bestimmt erwarte, die Vorläufer einer ganz großen Bewegung, einer neuen Katastrophe, wenn man so sagen will, aus deren Auswirkung vielleicht die Heilung entspringt."

Grimmaud hatte schnell in die Schachtkarte ein paar Linien eingezeichnet.

„Der Druck der riesigen, sich fortwährend neubildenden Kalkmassen wird diese nur bis zu einer gewissen Grenze in den Schacht treiben. Ihr Druck wird auch direkt auf das Hangende wirken. Stärker, stärker werdend, bis es ihm weicht. Bis die Schichten darüber erdbebenartig geschüttelt, gehoben werden."

„Wie kann daraus für den Schacht Rettung entstehen?" fragte der Kaiser. „Wird er bei diesen Erschütterungen nicht zusammenstürzen?"

Grimmaud machte eine zweifelnde Gebärde.

„Der Schacht wird sicherlich darunter schwer leiden. Aber ich habe Hoffnung, daß der entstehende Schaden an der Schachtmauerung nicht so groß sein wird, daß er nicht zu reparieren wäre."

„Aber das Feuer, Grimmaud? Der Riesenbrand? Wird er dadurch ausgelöscht? . . . Unmöglich!"

„Nicht direkt, Euer Majestät. Aber das feindliche Element wird, wie ich hoffe, dabei abgesperrt werden. Die unterirdischen Schichten, in denen es fließt, werden in erster Linie starke Verwerfungen erfahren, so starke, daß dem Wasser der Weg in den Schacht verlegt wird."

Grimmaud! Was sagen Sie? Wären Sie gesund, keinen Augenblick würde ich zweifeln. Aber Sie sind krank. Das Unglück hat Ihren Geist verwirrt. Hirngespinste!"

Grimmaud schüttelte den Kopf. Ein leichtes Lächeln lief über sein Gesicht.

„Ich war krank, Majestät. Die Explosionen gaben mir die Kraft wieder."

„Wahrheit? . . ."

Und als gäbe die Natur selbst die Antwort . . . einen Augenblick schien es, als wankten die Mauern des Palastes. Einige Bilder lösten sich von der Wand. Die große Ampel an der Decke schwankte in wilden Bewegungen.

Die beiden sahen sich an, jeder tief erregt.

„Ein Erdbeben!" flüsterte der Kaiser. Grimmaud sprang auf.

„Der Schacht!" schrie er. „Die Massen regen sich unter dem Druck. Gestatten Euer Majestät, daß ich mich entferne! Ich muß hin, sehen, dabei sein."

Der Kaiser winkte ab, ging zu einer Schalttafel, sprach ein paar Worte in ein Mikrophon. Es war die Verbindung mit der optischen Station Mineapolis . . . drückte dann auf einen Knopf. Die Ampel erlosch. An der dem Fenster abgewandten Seite des Gemaches erschien das Bild des Schachtes, wie er von der Kamera der optischen Station aufgenommen, drahtlos auf die Wand geworfen wurde.

Ein wogendes Flammenmeer zum Himmel brodelnd. Das alte Bild . . . aber jetzt!

Die Umgebung, die Reste der vom Brand verschont gebliebenen Gebäude zu wüsten Trümmerhaufen zusammengestürzt. Menschen, angstvoll auf der Flucht nach allen Seiten hin.

Der Adjutant trat ein, wollte melden. Der Kaiser winkte ihm zu schweigen, wies auf das Bild an der Wand. Da, ein neuer Erdstoß. Ihre Hände suchten unwillkürlich nach einem Halt. Taumelnd starrten sie auf das Bild. Der neue Stoß hatte den Schachtmund und seine Umgebung gehoben, als drücke ein Riesenpilz die Erdkruste nach oben.

Noch hatten ihre Augen das Bild nicht ganz erfaßt . . . ein neuer Stoß!

Der Adjutant mahnte, den Raum zu verlassen, Sicherheit im Freien zu suchen. Der Palast könne einstürzen. Der Kaiser achtete nicht auf die Warnung. Nur fester klammerten sich seine Hände an Grimmaud, der mit gespreizten Beinen dastand, sieghaften Glanz in den Augen.

Das Bild des Schachtes: Der Boden seiner Umgebung hatte sich um ein weiteres Stück gehoben. Das früher gleichmäßig strömende Feuer loderte flackernd, bald kleiner, bald größer werdend. Und dann! War das noch der brennende Schacht? War's der Kratermund eines Vulkans? Durch die wabernde Lohe des brennenden Gases schossen . . . zuckten in Eruptionen Massen emporgeschleuderten Kalkes. Noch einmal eine Rieseneruption, die Feuerfontäne schien sengend den Himmel zu fassen. Dann sank sie zusammen, wurde kleiner und kleiner . . . zuckte noch ein paarmal kurz auf.

Dann war sie verschwunden . . . noch eine Zeitlang ein feuriger Glast über dem Schachtmund, der verblaßte . . . , langsam verschwand.

„Gerettet!" schrie Grimmaud. Vergaß, daß es die Person des Kaisers war, dessen Hand er ergriff, schüttelte

„Gerettet, unser Werk!"

*

Die zweite Nacht, in der sie das Atoll umfuhren. Am Abend des dritten Tages hatten sie es gefunden. Die Beschreibung Christies traf in allen Punkten zu. Die Felsen nach allen Seiten unbesteiglich. Der Eingang zur Lagune durch das Felsenriff? . . . Die Seeräuber hatten ihn einst gefunden, also mußten sie ihn auch finden. Doch alles Suchen vergeblich. Ein starker Sturm vielleicht könnte den Eingang freilegen. Aber die See war ruhig, spiegelglatt.

Uhlenkorts Erregung hatte sich von Tag zu Tag gesteigert. Der Gedanke, Christie hier in unmittelbarer Nähe zu wissen . . . Mehrmals hatten sie auf dem Rande der Klippen eine weibliche Gestalt zu sehen geglaubt, die wohl Christie sein konnte.

Immer wieder hatte er sich an Tredrup gewandt, an ihn, den Findigen, Listenreichen. Der wußte keinen Ausweg.

Die Nacht verging. Tredrup gab den Befehl, zu tauchen. Die Fahrt ging unter Wasser weiter. Nur das Periskop, auf die Insel eingestellt, zeigte ihr Bild.

Uhlenkort starrte darauf hin.

„Vergeblich, unmöglich, Tredrup. Das schärfste Auge vermag nichts zu sehen. Wir nähern uns jetzt der Korallenbank im Osten, wir müssen ausweichen. Wär's nicht doch möglich, daß eine andere Insel, dieser ähnlich, die Gesuchte wäre, wo Christie verborgen?"

Tredrup schüttelte den Kopf. „Meine Nase, und auf die schwöre ich, sagt mir, die ist's und keine andere." Er trat zum Periskop.

Das Boot hatte seinen Kurs geändert. Er stellte das Periskop neu ein. Dann bohrte sich sein Auge in das Bild der Insel. Uhlenkort war im Begriff, den Raum zu verlassen. Ein Schrei aus Tredrups Mund hielt ihn zurück.

„Ich sehe den Eingang . . . Ich sehe ihn . . . Da liegt er." Er wollte weitersprechen, da hatte ihn Uhlenkort weggerissen, schaute selbst hindurch.

„Der Eingang! Da liegt er!" murmelten seine Lippen nach. „Groß und breit das dunkle Tor in dem hellbeleuchteten Gestein!

Tredrup! Du, was ist das? Wohl über einen Meter hoch liegt sie frei da. Wie ist das möglich, daß wir sie nicht früher sahen? Mehr als ein dutzendmal kamen wir schon an dieser Stelle vorbei und sahen nichts."

Tredrup starrte auf den Boden. Dann, als hätte er einen Entschluß gefaßt, ging er zum Periskop. „Stopp!" schrie er ins Mikrophon. Das Boot bewegte sich ein kurzes Stück noch, dann stand es.

Tredrup maß die Entfernung zur Küste. An dieser Stelle des Meeres hatten sie am Tage zuvor ebenfalls haltgemacht. Sein Blick ging über die Kronen der Klippen. Die beiden Palmenwipfel, die er gestern noch eben über der Felsenkante gesehen, waren jetzt nicht mehr zu sehen.

„Saltadera!" murmelten seine Lippen. „Wibehafen! . . . Der vom Leuchtturm . . . Vineta . . . Black-Island . . . eine Kette!" Er wandte sich um zu Uhlenkort.

„Du willst es wissen, wie das geschehen konnte, daß wir heute sehen, was gestern unsichtbar war? Frage ihn in Saltadera!"

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Brautwerbung.

Humoreske von E. von Adlersfeld-Ballestrem.

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, hatte der Rittergutsbesitzer von Roos seine Lebensaufgabe darin gefunden, sich mit Wirtschaftseleven herumzuärgern. Die Not wäre in jenen schönen Vorkriegstagen nicht gerade zwingend gewesen, immerhin aber waren erhöhte Einnahmen wünschenswert geworden, und dann brauchte Roos ein gewisses Quantum täglichen Ärgers zu seinem Wohlbefinden; er war es seiner Gesundheit schuldig, sich aufzuregen und herumzuwettern. Da war er auf den Gedanken mit den Eleven verfallen, und weil er ein sehr tüchtiger Landwirt war, so zog die Idee. Aber mit dem ersten Dritteldutzend junger Leute, die sich einfanden, behauptete Frau von Roos keine Wolle spinnen zu können. „Die Bengels fressen ihr Lehrgeld und ihre Pension glatt auf“, vertraute Roos einem Freunde an. „Von dem Wolfshunger und dem Eselsdurst, den die Jungens bei Tisch entwickeln, macht man sich keinen Begriff.“ Also mußte es die Menge bringen, und die Zahl der Eleven wurde auf ein Dutzend erhöht, wozu im großen Herrenhaus von Dingskirchen reichlich Platz vorhanden war. Freilich aßen sie damit auch für Zwölf, aber die Rechnung klappte doch bis auf einen Punkt: die 19jährige, bildhübsche Tochter des Hauses. Sei es, daß die Eleven sich verpflichtet fühlten, ihr obligatorisch die Cour zu schneiden, oder daß die jungen Herzen wirklich für Monika von Roos entbrannten, — durch den sich dadurch entwickelnden Zustand kam der Zweck ihrer Anwesenheit zu kurz, was das leicht erregbare Temperament ihres Chefs zur Siedehitze steigerte, bis dem Faß der Boden dadurch ausgestoßen wurde, daß einer der Eleven in aller Form um Monikas Hand anhielt. Dieser Jüngling hatte zwar für sich, daß er klug und musterhaft fleißig war, gegen sich jedoch, daß er wohl einen Buckel, sonst aber „nischt“ hatte, Baldrian hieß (was immer unangenehm an Leibweh erinnert), und daß Monika ihn nicht leiden mochte. Da Vater Roos seinen „Lümmels“ wohl gute, landwirtschaftliche Lehren, nicht aber Körbe geben wollte und, einmal scharf gemacht, noch andere Anzeichen schwiegersöhnlicher Gelüste zu entdecken glaubte, so machte er kurzen Prozeß und schickte sein liebliches Töchterlein für den Sommer auf Besuch zu einer Dame in hoher Lebensstellung in Dresden, die sie längst dringend eingeladen hatte. Daraus folgte zwar die Notwendigkeit einer „Stütze“ für die Mutter, aber auch ein zeitweiliger Waffenstillstand für den Vater.

Monika war etwa zwei Monate ihren Verehrern entrückt, als in Dingskirchen für den inzwischen in andere Gefilde verdufteten Baldrian ein Ersatz namens Müller erwartet wurde. Der Tag seiner Ankunft war noch nicht bestimmt, also kam es überraschend, daß eines Tages, kurz vor dem Nachmittagskaffee ein Mietwagen vor dem Herrenhaus vorfuhr, dem ein pikfein gekleideter junger Mann entstieg, gerade als Roos vor die Haustür trat, um seinen Gärtner anzuschnauzen, der irgend etwas auf dem Kerbholz hatte.

„Aha!“ machte er, den Ankömmling erblickend, und dann ein freundliches Gesicht. „Na, willkommen, lieber junger Freund! Warum haben Sie sich denn nicht angemeldet?“

„Sehr gütig, aber ich dachte —“

„Ach was, Auerhühner denken“, fiel Roos ein, der nie einen Menschen ausreden ließ. „Ist mir zwar ganz recht, daß ich die Pferde aus der Arbeit 'raus nicht erst die fünf Kilometer zur Bahnstation zu schicken brauchte, aber Piep hätten Sie vorher schon sagen können. Also lassen Sie den Hauderer nur zurückfahren, nehmen Sie Ihre Reisetasche selbst in Ihre Glacépfote, und tragen Sie sie in Ihr Zimmer. Doch nein, Sie können erst Kaffee mit uns trinken, dann geht's gleich hinaus auf's Feld, wo ich Ihnen auf den Zahn fühlen werde, ob Sie Lupine von Luzerne unterscheiden können. He?“

„Nun, ich habe auf Wunsch meines Vaters einen Kursus auf der landwirtschaftlichen Akademie absolviert“, erwiderte der junge Mann, sichtlich etwas verblüfft durch den summarischen Empfang. „Mein Name ist —“

„Landwirtschaftlichen Akademie!“ fiel Roos verächtlich ein. „Na schön, Sie werden schon bald merken, daß, wie mein Inspektor sagt, zwischen Diarrhöe und Praxis ein höllischer Unterschied ist. So, nun aber rin in die jute Stube! Schälen Sie sich aus Ihrem Paletot, und kommen Sie zum Kaffee.“

Ehe sich's der Ankömmling versah, befand er sich schon im Speisesaal, wo elf kaffeedurstige Jünglinge bereits auf ihren Stühlen saßen und Frau von Roos die Tassen mit dem etwas dünnen, aber heißen Getränk füllte, während Berge von Butterbröten der Vertilgung warteten.

„Liebe Frau und meine Herren, hier stelle ich Ihnen unsern neuen Hausgenossen vor“, rief Roos der Allgemeinheit zu. „Herr Aloys — Sie heißen doch Aloys, nicht?“

„Es ist allerdings einer meiner Taufnamen, gerufen werde ich aber — —“

„Ist Wurscht! Gerufen werden Sie hier mit Ihrem Vatersnamen“, fiel der Hausherr ungeduldig ein, und als „der Neue“ Frau von Roos respektvoll die Hand küßte und den Mund zu einer Rede öffnete: „Setzen Sie sich dort unten auf den leeren Platz, und schlappern Sie rasch Ihren Kaffee. Wir müssen dann gleich auf's Feld, sonst verbummeln mir die Taglöhner den ganzen Nachmittag. Dalli, dalli, meine Herren!“

Das Gesicht des Ankömmlings war eine Studie, als er sich unversehens auf dem bezeichneten Platz zwischen zwei langen Schlacksen befand, und seine gemurmelte Vorstellung von dem einen mit „Weiß schon“ und dem andern mit „'s gut!“ beantwortet hörte. Dann wurde in fliegender Eile der Kaffee „geschlürft“, wobei die Butterbröte mit affenartiger Geschwindigkeit verschwanden. Sobald die Schüsseln unter tiefem Schweigen geleert waren, blies Roos auch schon zum Aufbruch, gegen den „der Neue“ Zeichen der Aufsässigkeit zeigte, was aber total ignoriert wurde. Ohne Rücksicht auf seine eleganten Halbschuhe und Seidenstrümpfe wurde er in glühendem Sonnenbrand auf schattenlosen, staubigen Wegen mitgeschleift, bis sein hoher Stehkragen sich in Wohlgefallen auflöste, und da er außerstande war, Roos die Kleesorte eines gewissen Feldes zu nennen, so bekam er eine Belehrung zu hören, die nicht von Pappe war. Total aufgelöst rückte er mit seinen Kollegen, die ihn — oder er sie — ganz links liegen ließen, nach Feierabend wieder im Schlosse ein.

„So“, erklärte ihm dort der Hausherr, „jetzt dürfen Sie in Ihr Zimmer gehen und sich vor dem Abendessen die Hände waschen. Wo ist denn eigentlich Ihr Gepäck?“

„Ich habe nur diese Reisetasche mit, da ich, Ihre Gastfreundschaft für die Nacht voraussetzend, morgen wieder abreisen wollte“, versetzte der junge Mann. „Wenn Sie nun —“

„Morgen wollen Sie wieder fort?“ schrie Roos. „Ja, was fällt Ihnen denn ein? Wozu sind Sie denn erst hergekommen?“

„Das zu sagen, haben Sie mich fortdauernd verhindert“, rief der Neue verzweifelt. „Sie haben mir nicht einmal erlaubt, mich Ihnen vorzustellen, Sie zwingen mich, mit Ihnen und Ihren Lackeln stundenlang auf Ihren Feldern herumzulatschen; Sie schicken mich zum Händewaschen fort wie einen dummen Jungen; Sie —“

„Sind Sie fertig?“ brüllte Roos zornesrot. „Vorzustellen! Blödsinn, Sie sind der Aloys Müller aus Posemuckel. Punktum!“ „Ich bin nicht der Aloys Müller aus Posemuckel. Punktum!“ widersetzte sich der junge Mann energisch, denn der Wurm krümmte sich in ihm. „Ich bin —“

„Sie sind nicht — na, zum Kuckuck, wer sind Sie denn sonst? Ha, ich verstehe! Sie sind der Reisende für Pantscher & Co. Da dürfen Sie meinetwegen heut' schon abreisen, denn ich brauche keine Weine“, fiel Roos hitzig, aber erleuchtet ein.

„Ich darf schon wieder nicht ausreden!“ stöhnte der andere. „Gut, ich reise heut noch ab, aber nicht eher, bis ich gesagt habe, wer ich bin, und warum ich herkam. Ich bin der Sohn der Gräfin Pasing, bei der Ihre Tochter in Dresden zu Besuch ist; ich habe mich mit Fräulein Monika verlobt und bin gekommen, bei Ihnen um ihre Hand anzuhalten. So, und jetzt will ich gehen, mir die Hände waschen und auf Ihre Gastfreundschaft pfeifen. Ich habe geredet. Endlich!“

Der alte Roos war ein Hitzkopf, aber er hatte Humor. Nach der ersten Überraschung mußte er dermaßen lachen, daß seine Frau aus der Speisekammer herausstürzte und ihrem Eheherrn mit fettigen Händen auf dem Rücken herumdrosch, weil sie dachte, daß er sich verschluckt hätte, und nach einigem Jonglieren mit seinen Gesichtsmuskeln lachte der verkannte Freier mit, daß er sich bog. Dann — — —

Na, das kann sich jeder selbst ausmalen. Es genügt zu sagen, daß er nicht abreiste, sondern beim Abendessen zwischen seinen Schwiegereltern in spe saß, und daß die zwölf Eleven später noch lange von den Herrlichkeiten des Hochzeitsmahles schwärmten, als Graf Hans-Aloys Pasing die reizende Monika von Roos heimführte.

Und das ist eine wahre Geschichte; wer sie nicht glaubt, läßt's bleiben. Punktum.

Randleisten.

Von Josef Weiß-Bonn.

Edelmut ist der Mut, der Eigenliebe und Selbstsucht bezwingt.

*

Wer Herzenstakt und guten Ton besitzt, vermag im Leben manche Disharmonien harmonisch aufzulösen.

*

Gegen das Altern ist kein Kraut gewachsen, aber vor dem Veraltern bewahrt ein freundliches Gemüt, das sich das Verständnis für die Jugend erhält.

*

Über Altersschwächen spotten ist Selbstverhöhnung; die Alten sind für die Jungen ein Bild der eigenen Zukunft.

Die Rekordwut.

Wie lange kann man ununterbrochen tanzen und Klavier spielen? — Der Kampf um den Eiffelturm. — Schnelläufer- und Athleten-Rekorde.

Es finden sich immer Leute, die ihren Ehrgeiz darein setzen, möglichst eigenartige Rekorde zu erringen, selbst wenn diese nicht den geringsten Wert haben. So schlug vor kurzem ein italienischer Tanzmeister, Alfredo Fernando, sämtliche Tanzrekorde dadurch, daß er 130 Stunden ununterbrochen tanzte. Ein paar Tage früher versuchte sich ein anderer rekordlüsterner Italiener auf einem verwandten Gebiete: Der Signor Bancia aus Padua spielte 40 Stunden hintereinander Klavier und brachte während dieser Zeit nicht weniger als 250 Musikstücke zu Gehör, wobei noch erwähnt zu werden verdient, daß er in diesen 40 Stunden so gut wie gar keine Nahrung zu sich nahm. Er übertraf damit den vorangegangenen Rekord auf diesem Gebiete ganz bedeutend. Denn dieser lautete auf 30 Stunden und wurde errungen von dem „Professor“ Berg in Budapest.

Auch ein Wettrennen, das im Eiffelturm abgehalten wurde, ist noch nicht lange her. Es war ein hoher Preis ausgesetzt für den, der zuerst die zweite Abteilung des Turmes erreichte. Der Sieger sprang die 730 Stufen in 184 Sekunden hinauf, also mit einer Geschwindigkeit von vier Stufen in der Sekunde. Eine Frau, die an dem Wettrennen teilnahm, brauchte 7 Minuten und 26 Sekunden.

Ein Londoner Transportarbeiter, James Perry, marschierte auf Grund einer Wette von London nach Epsom und zurück — etwa 70 Kilometer — mit einem Tonkrug, der 9 Liter Wasser enthielt, auf dem Kopfe. Diese Kraftprobe wurde indes von einem gewissen Golding übertroffen, der 80 Kilometer in 11 Stunden und 36 Minuten zurücklegte und einen Steinkrug mit dem gleichen Inhalt auf dem Kopfe trug, ohne den Krug mit den Händen zu berühren. Ein Schmied namens Hayes rollte zwei große Wagenräder, deren jedes 4 Fuß und 10 Zoll hoch war, von Portsmouth nach Newcastle und zurück, das heißt eine Gesamtstrecke von etwa 1200 Kilometern. Ein Österreicher namens Anton Hanslin hat in 250 Tagen 11 000 Kilometer zurückgelegt und gleichzeitig seine Frau und sein Kind auf einem Handkarren hinter sich hergezogen. Ein Fußgänger aus der Grafschaft Lancashire, Hugh Sloane, ging in 1000 Stunden, und zwar täglich 10 Stunden, 3500 Kilometer und legte somit in jeder Stunde 3½ Kilometer zurück. Daß Briefträger große Strecken zurücklegen müssen, ist bekannt. So hat ein englisches Blatt ausgerechnet, daß der Landbriefträger Thomas Phipps während seiner 48 Dienstjahre insgesamt 650 000 Kilometer gelaufen ist.

Zu den eigenartigsten Rekorden muß man auch den eines gewissen Arthur Lancaster rechnen, der zwölf Stunden lang einen mehrere Kilo schweren Hammer ohne jede Pause schwang.

G. Dr.

Ueber schwache und kranke Nerven.

Von Dr. med. **Robert Kuhn.**

Wir sind aus dem Zeitalter der exakten Medizin, der Bakteriologie, physiologisch-chemischen Forschung herausgetreten, oder wenigstens, wir haben unser brennendstes Interesse diesen Gebieten abgewendet und es der Nervenheilkunde, den Lehren Freuds, Stekels, Coués, Baudouins zugewendet, das zeigen uns die überfüllten Wartezimmer der Psychotherapeuten. Für den Laien ist praktisch am wichtigsten, daß all diese Forscher in einem Punkt übereinstimmen: Viele Nervenleiden, Überarbeitungs-, Übermüdungsgefühle, Arbeitsunlust, Gedächtnisschwäche kommen daher, daß gewisse Störungen, Konflikte im Seelenleben der betreffenden Person vorkamen. vielleicht vor Jahren, daß sie verdrängt wurden, aber gerade weil sie unbewußt weiterhin stören, die Person krank machen. Z. B. ein Mann klagt über Arbeitsunlust, Gedächtnisschwäche. In Wahrheit stört ihn ein Konflikt mit seiner Frau und seiner geschäftlichen Umgebung, gegen den er mannhaft ankämpft und den er täglich zu überwinden glaubt, derart, daß dadurch seine Arbeitslust und -freude, seine Konzentrationskraft gemindert und geschwächt wird. Die Heilung tritt ein, wenn ihm klar wird, daß seine geistige Kraft ungemindert ist und er die alte Leistungsfähigkeit sofort wieder erlangen wird, wenn diese äußeren Umstände wegfallen. Der Zustand bessert sich aber auch schon bedeutend. nachdem er die wahre Quelle seiner Übermüdung erfahren, weil er nun wenigstens wieder mehr Selbstvertrauen hat. Ein anderer Fall: Ein Bahnassistent leidet oft an Zuständen von Starre und Lähmung. Es droht ihm deshalb die Entlassung. Das Leiden besteht seit zehn Jahren, über seinen Beginn weiß Patient nichts zu berichten. Erst in Hypnose erfährt der Arzt, daß der Patient vor zehn Jahren einen Zug auf ein Nebengeleis zu bringen hatte, um den Schnellzug vorbeizulassen, das Geleise war etwas zu kurz, in größter Erregung ließ er den Zug auf den Bahndamm auffahren, der Schnellzug brauste heran, er stand wie gelähmt, der Zug fuhr um Haaresbreite an dem auf dem Nebengeleise stehenden Zug vorbei. Seit jener Zeit die Anfälle von Starre und Lähmung. Heilung durch hypnotische und psychoanalytische Behandlung. Bei jedem organischen Leiden wird die Seele in Mitleidenschaft gezogen, sie sollte daher stets mit behandelt werden. Recht anschaulich ist in dieser Hinsicht das neue kleine Buch des erfahrenen Schweizer Arztes Graeter geschrieben. Er schreibt: Von Franklin sagte man: Er riß vom Himmel den Blitz, von Tyrannenthronen das Szepter“. Ebenso hofft er, daß die seelische Krankenbehandlung unserm ärgsten Tyrannen, der Krankheit, ihr Szepter entreißen werde. Während bisher eine Flucht in die Krankheit nur allzu oft stattfand, wird mit Ausbreitung dieser modernen Seelenheilkunde das Umgekehrte stattfinden. Coués großes Verdienst ist es, durch größte Rührigkeit und schematische einfache Anschaulichkeit, ein persönlich einfaches und gewinnendes, jedem Eigennutz fremdes Wesen das Prinzip der Freude, Kraft und Gesundheit spendenden Autosuggestion· „Es geht mir mit jedem Tag besser und besser“ über die ganze Erde verbreitet zu haben. Recht hübsch sind einige Variationen dieser Grundidee, welche Graeter bringt. Einem alten Mütterchen, welches bestritt, daß es ihr jeden Tag besser gehe, sagte er, sie solle sagen: Die Möglichkeit, daß es mir besser gehen wird, bestreite ich nicht.“ Er bringt ferner folgende Sprüche und Verse: „Geduld bringt Rosen und jeden Tag in jeder Beziehung auch neue Besserung und nutzvolle Erfahrung.“ „Jeden Augenblick kann alles wieder besser werden.“ „Solange es nicht tot ist, kann jedes Hälmchen sich wieder aufrichten.“ „Ein schönes Ziel ist es, jeden Tag stärker zu werden, das Schicksal zu wenden, das Schicksal zu tragen.“ „Nicht das Gewicht mache die Last, sondern die verkehrte Haltung.“

„Immer der Sonne zu
rüstig und ohne Ermatten,
so nur bringest du
hinter dich deinen Schatten.“ (Goethe).

Mit diesen Worten des großen Frankfurter Bürgersohnes wollen wir diese kurze Betrachtung schließen.





* **Tennis auf den Flugzeugflügeln.** In England wurde dieser Tage ein aufregender Tennismatch auf den oberen Flügeln eines Doppeldeckers gespielt. Die zwei waghalsigen Flieger, die das Spiel ohne Unfälle erledigen konnten, waren mit den Füßen an die Flügel festgebunden.

*

* **Das Flugzeug als Riesengießkanne.** Ein englischer Großgrundbesitzer bediente sich bei der Befeuchtung eines 40 Morgen großen Kartoffelfeldes eines Flugzeuges. Die Arbeit, die sonst zwei Tage in Anspruch nahm, war in 25 Minuten erledigt.

*

* **Mosquitos als Rettungsmittel bei Gehirnkranken. — Malaria gegen Paralyse.** Das englische Gesundheitsministerium bekommt jetzt häufig Ansuchen um leihweise Überlassung von Mosquitos. Auf einer kürzlich in London stattgefundenen Versammlung der Königlichen Gesellschaft für tropische Heilkunde und Hygiene wurde über die sensationelle Heilwirkung von Mosquitobissen verhandelt. In Fällen allgemeiner Paralyse Geisteskranker, die bisher als unheilbar galten, hat sich der Mosquitobiß oder vielmehr die Übertragung von Malaria durch Mosquitobisse als Rettung erwiesen. Im Harton-Hospital zu Epsom züchtet der verdiente P. G. Shute, Inhaber der Goldmedaille des Kollegiums für Pestologie, u. a. einen Schwarm von Mosquitos. Bevor aber eine Sendung dieser freundlichen Insekten an das betreffende Hospital oder Sanatorium abgeht, müssen sie sich erst an einem Malariakranken gründlich infizieren und sonst keinerlei Nahrung erhalten, damit ihr Hunger rege ist. Bald nach ihrem Eintreffen in dem Hospital werden sie auf den unglücklichen, an allgemeiner Paralyse Erkrankten losgelassen. Am ersten Tage werden vielleicht achtzig Bazillenträger zum Biß gelangen, am zweiten Tage möglicherweise nur 60, am 3. bis 5 Tage nur 30 bis 40. Wenn der Patient zuerst die infizierenden Bisse empfangen hat, steigt seine Temperatur meist außerordentlich hoch, und man läßt sie in dieser Höhe, bis zehn Messungen vorgenommen worden sind. Dann werden dem Patienten entsprechende Chinindosen gegeben, bis die Malaria wieder verschwindet. In den meisten Fällen schließt sich die Genesung von der Paralyse an.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.